

Helmut Richter

Die Gitarre und ihr Publikum

Der Gong ertönt – es ist genau 20.00 Uhr. In gespannter Erwartung betrete ich den Konzertsaal, in dem der Meister seine Kunst zelebrieren will. Neben, vor und hinter mir drängeln sich Damen im Abendkleid, die ihren Pelzmantel an der Garderobe abgegeben haben nebst ihren Ehemännern im dunklen Zweireiher, weißem Hemd und Krawatte.

Ich selbst habe meine schulterlangen Haare zu einem etwas ordentlicher wirkenden Zopf gebunden, schwarze Cordhose und ein ebenso schwarzer Pulli lassen mich – so glaube ich – halbwegs seriös erscheinen. Ich suche meinen Platz auf den hinteren Rängen der überfüllten und ausverkauften Halle und hoffe, einige Blicke auf die Hände des Meisters werfen zu können, vielleicht etwas neues zu lernen in der Kunst des Gitarrespiels. Unter tosendem Applaus erscheint er nach angemessener Zeit auf der Bühne – die Legende seiner selbst – Andres Segovia.

Das war 1976 im Düsseldorfer Robert-Schumann-Saal, einem Konzertsaal mit fast 1000 Plätzen.

Es hat sich einiges geändert bei mir und in der Gitarrenszenen seit dieser Zeit. Meine langen Haare sind inzwischen einem zunehmend lichter werdenden Kopfsputz gewichen, zum Ausgleich dafür könnte ich mir mittlerweile wohl einen Platz in den ersten Reihen eines solchen Konzertes leisten – wenn es denn solche Konzerte überhaupt noch gäbe.

Die Gitarre hat in den letzten Jahren im öffentlichen Konzertleben einen schon fast dramatisch zu nennenden Abwärtstrend erfahren: Wo sind sie geblieben, die ausverkauften Veranstaltung in den großen Konzertsälen eines Segovia, eines Bream oder Behrend? Gitarrenkonzerte finden heute (wieder) in kleinen Kirchen, Gemeindehäusern und ähnlichen Veranstaltungsräumen statt, vor zumeist wenigen Zuhörern, die oftmals selbst Gitarre spielen oder nahe Verwandte und Freunde der ausführenden Künstler sind. In einem solchen Rahmen lohnt es sich offensichtlich auch nicht mehr, sich selbst dementsprechend in Schale zu werfen: Der Jogging-Anzug mit Turnschuhen oder die Jeans, die gerade noch zum Händeabwischen nach der Auto-Reparatur gute Dienste geleistet hat, tut's offensichtlich auch – Nun, die Gitarre ist ja auch ein Instrument mit proletarischen Wurzeln, oder?

Nun mal ganz im Ernst: Warum ist es soweit gekommen, dass Gitarristen sich fast nur noch gegenseitig etwas vorspielen? Natürlich finden nach wie vor größere Gitarrenkonzerte statt, diese aber meistens innerhalb von Gitarrenfestivals, Kursen, Symposien usw. Zahlreiche Zuhörer spielen selbst Gitarre, man nutzt die Gelegenheit zum Fachsimpeln oder zur Diskussion der technischen Fähigkeiten des ausführenden Künstlers (um die Musik geht es zumeist weniger) oder man will einfach nur sehen und gesehen werden. Dies alles findet jedoch größtenteils unter Ausschluss der musikinteressierten Öffentlichkeit statt, fachfremde Zuhörer verirren sich selten in ein Gitarrenkonzert.

Der gerade formulierte Seitenhieb auf die Kleidung der Zuhörer (und dies trifft leider mitunter auch auf die Akteure auf der Bühne zu) birgt auch ein Körnchen der Wahrheit in sich: Im Konzertleben bringt angemessene Kleidung (damit meine ich auf keinen Fall „feine“ Kleidung, sondern sauberes und dem Anlass gemäÙes „Outfit“) eine Wertschätzung dem Künstler und dem Gegenstand seiner

Kunst gegenüber zum Ausdruck. Denken wir immer daran: wir Gitarristen wollen uns an anderen Musikern, so auch Pianisten messen lassen. Dazu hat Czerny bereits 1839 etwas geschrieben: „*Wenn der Spieler öffentlich (...) spielen soll, so hat er auf ein edles, anständiges Auftreten, in gehöriger schwarzer Kleidung um so mehr zu sehen, als da auch ein kleines Versehen leicht Anlaß zu Bemerkungen und Verlegenheiten geben kann.*“¹

Die Umgangsformen auf den zahllosen Kursen und Seminaren schließen sich nahtlos an: Man ist ja unter sich, also hat wohl jedermann Verständnis dafür, dass man – um wertvolle Übezeit zu gewinnen – die Fingernägel eben schnell zwischen Mittagessen und Nachtschlaf feilt – hier ist Fingernagel-Ästhetik der Gitarristen angesagt. Man ist gut Freund mit den Dozenten – die Anrede in der 3. Person Plural ist eher eine Seltenheit geworden. Vielleicht das ja auch zeitgemäß und gut so, aber: Es werden keine mehr Künstler geformt, man will sich auch nicht mehr formen lassen – man holt sich eben unverbindliche Tipps ab. Die Spaßgesellschaft hat die Gitarristen offensichtlich eingeholt oder in neudeutscher Diktion: Back to the roots.

Abends dann die obligatorischen Konzerte vor dem Fachpublikum: Outfit bleibt, zumeist wird die Gitarre noch geschultert in den Konzertsaal getragen (der Back-Pack hält die Hände für die Flasche Bier oder die Schale Pommes-Frites frei – so erlebt!).² Die Literaturauswahl der Protagonisten auf der Bühne ist zumeist geeignet, das weiter unbeirrt die Nägel polierende Publikum zu befriedigen³: Sich zeitgenössisch gebende Kompositionsversuche – zumeist auf Zerlegungen, schnellen Läufen, Percussion-Effekten basierend, deren musikalische Qualität weit hinter den technischen Ansprüchen zurückbleibt – wechseln sich mit Eigenkompositionen der ausführenden Künstler ab, die neben der musikalischen Inhaltslosigkeit zumeist eine überbordende Länge ausweisen – will man doch einen wichtigen Beitrag zum Repertoire der Gitarre leisten. Vielleicht lässt auch nur die GEMA grüßen.

Verweilen wir noch kurz beim Repertoire: Ist Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eigentlich klar geworden, dass zur Zeit eine Generation von Konzerthörern heranwächst, die nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem Gitarreertoire kennen lernt? Die Gitarre und die ihr verwandten Instrumente blicken auf eine lange Tradition, eine der längsten in den Musikgeschichte, zurück – und schauen Sie sich einmal die Konzertprogramme und CD- Einspielungen an. Dem Einerlei in der Tongebung hat sich oftmals ein Einerlei in der Repertoireauswahl (in stilistischer Hinsicht!) hinzugesellt – musikalisches Fastfood und – Respekt! – technisch schwer zu realisierender Klangbrei.⁴

Die Ignoranz der Gitarre gegenüber setzt sich in den Rundfunkanstalten offensichtlich in konsequenter Weise fort. Der Konzertgitarre und ihrer Musik im Rundfunk kommt nur noch eine marginale Rolle zu, meist, um die Zeit zwischen der Abkündigung eines Klavierkonzertes und den Nachrichten zu überbrücken. Nach einer kleinen empirischen Analyse beträgt der Anteil an Gitarrenmusik an der Musik-Sendezeit eines Senders für „klassische Musik“ deutlich weniger 1%. Führt man sich vor Augen, dass die Gitarre beispielsweise an den Musikschulen einen Anteil von deutlich mehr als 15 % hat, sieht man sofort, dass hier eine korrekturbedürftige Schiefelage eingetreten ist.⁵

Woran liegt es?

An der Musik allein kann es nicht nur liegen: Es gibt nach wie vor sehr viel und sehr gute Musik aus allen Stilepochen für die Gitarre, die allen musikalischen Standards genügt; es gibt Gitarristen,

die zumindest in technischer Hinsicht diesen Ansprüchen gerecht werden, und trotzdem scheint die rückläufige Tendenz unaufhaltbar.

Natürlich lassen sich viele Gründe finden: Der Markt ist übersättigt, das Repertoire zum großen Teil ausgereizt, der Konkurrenzdruck übermächtig und so weiter. Was aber meiner Meinung nach auch fehlt, sind Künstlerpersönlichkeiten im Sinne eines Segovia (natürlich weiß ich um seine Fehler!), oder eines Bream – um nur einige Beispiele zu nennen, welche die Funktion eines Wegbereiters übernehmen und fortsetzen: Weltweit anerkannte Autoritäten mit allerhöchsten künstlerischen Maßstäben und Ansprüchen an sich und ihre Kunst.

Leider wachsen solche Künstler – ich meine damit nicht solche Interpreten, die für eine kurze Zeit von technikbegeisterten Gitarrenliebhabern hochgepuscht werden⁶, um nach kurzer Zeit auf Nimmerwiedersehen in der Versenkung zu verschwinden – in den seltensten Fällen von selbst heran, sondern sie kommen über die Musikschulen aus den Musikhochschulen⁷ und erhalten einen großen Teil ihres künstlerischen „Feinschliffs“ auf Meisterkursen und Seminaren.

Liebe Dozenten, liebe Gitarrenlehrer, sagen Sie den jungen Gitarristen doch einmal, dass schnelles Tonleiterspiel nur *ein* Aspekt des Gitarrespiels ist, dass die künstlerische Gestaltung eines Musikstückes natürlich ebenso wichtig ist wie eine gute Tongebung und sichere technische Ausführung. Aber das ist eben nicht alles: Gefordert sind Persönlichkeiten, die durch eigene Reputation und eigenes Verhalten den Respekt der Zuhörer und der Medien abverlangen. So, nur so, kann die Gitarre ihren Platz im Konzertleben wieder anstreben, der ihr seit den 80-er Jahren wirkungsvoll und nachhaltig streitig gemacht wird.

Es ist mir durchaus bewusst, dass ich vieles überspitzt und vielleicht auch an manchen Stellen sehr polarisierend formuliert habe, auf keinen Fall möchte ich jemanden verletzen. Letztendlich stehe ich aber zu der Aussage, dass einem Instrument in der öffentlichen Meinung genau der Respekt und die Anerkennung zukommt, den die Spieler des Instrumentes selbst bereit sind, ihm zukommen zu lassen. Hierzu gehört ein künstlerischer Umgang mit dem Instrument und seiner Musik genauso wie eine angemessene Präsentation der Künstler und der Zuhörer und eine Repertoireauswahl, die hohen musikalischen und musikhistorischen Ansprüchen genügt. Oder, wie Czerny es formulierte: *„Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein großes und folglich gemischtes Publikum durch etwas Außersordentliches überrascht werden muß, und das sicherste, ja einzige Mittel dazu ist: vollendete Bravour mit gutem Geschmack vereinigt“*.⁸

¹ Czerny, Carl: Vollständige theoretisch-practische Pianoforte-Schule von dem ersten Anfange bis zur höchsten Ausbildung fortschreitend, und mit allen nöthigen, zu diesem Zwecke eigends componirten zahlreichen Beispielen in 3 Theile, op. 500, Wien 1839.

² Noch letzthin erlebte ich ein öffentliches Klassenvorspiel (gegen Eintritt) an einer sehr renommierten Musikhochschule des westlichen Ruhrgebietes. Weder der Dozent – der selbst mitspielte – noch seine Studentinnen und Studenten sahen auch nur im entferntesten nach „Konzert“ aus – im Gegensatz zu einer Flötistin, die in einem Stück mit musizierte. Sie im Abendkleid, der Gitarrist in Jeans und T-Shirt mit deutlichen Überresten des Abendessens auf der Vorderseite. Auf der schmutzigen Bühne lagen die Gitarrenkoffer (auch der des Dozenten) herum, nicht mehr benötigte Notenblätter wurden nach Gebrauch geräuschvoll auf den Boden entsorgt. Die Orchesterpulte (Holz) waren für alle Spieler in Kopfhöhe eingestellt, so dass man – je nach Sitzposition – bestenfalls die Beine und den Haaransatz der Gitarristen erkennen konnte. Angemessene „Auftritte“ und „Abgänge“ von der Bühne inkl. Entgegennahme von Applaus waren nicht zu be-

obachten. Alles nicht schlimm: Die Zahl der Musiker/innen hielt sich mit derjenigen der zahlenden Zuhörer die Waage. Es soll jedoch hier nicht nur kritisiert werden: Es gibt natürlich auch Lehrer, die ihren Schülern an den Musikhochschulen oder auch schon an den Musikschulen grundlegendes Handwerkszeug einer „Konzertästhetik“ vermitteln. Klassenvorspiele können unter solchen Voraussetzungen zu einem Kunsterlebnis für alle Beteiligten geraten.

³ Konzertprogramme sind ein wechselseitiger „Erziehungsprozess“: Wer – wenn nicht der ausführende Künstler – kann das Publikum musikalisch fordern und vielleicht auch mal irritieren? Neben einem guten Geschmack ist manchmal eben auch Mut von einem Künstler gefordert.

⁴ vgl. dazu: H. Richter „Die Gitarren-Solo-CDs der 90er Jahre“ In: Zupfmusik-magazin 3/2000, S. 91 ff.

⁵ Vgl. dazu: H. Richter „Zupfmusik im Radio“. In: concertino 1/2003, S. 22 f. Übrigens: Ein sehr guter Freund von mir, Musikwissenschaftler, anerkannter Komponist und zugleich Moderator einer über 3-stündigen, regelmäßigen Rundfunksendung mit „klassischer“ Musik spielt nahezu nie Gitarrenmusik in seinen Sendungen – eben weil es (Zitat) „nur Gitarrenmusik ist“ und deshalb von ihm nicht ganz ernst genommen wird. Genau *so* wird dies Genre von vielen Redakteuren gesehen.

⁶ Es sei an dieser Stelle insbesondere an die 80-er und 90-er Jahre erinnert, in denen in der Fachpresse seitenlange Artikel über bisher ungehörte künstlerische Höhenflüge des gitarristischen Nachwuchses geschrieben wurden. Wo sind diese Musiker geblieben? Wenn ich mir heute einige der damals gekauften CDs durchhöre, spüre ich die musikalische Ideenlosigkeit, die sich in technisch perfekter Langeweile äußert.

⁷ Nur ganz am Rande dazu: Die aktuell grassierende Suche nach „Superstars“ hat einen interessanten Neben aspekt, der angesichts der „Bildungsmisere“ in Deutschland – insbesondere von den Musikverbänden – auf breitester Basis zur Diskussion gebracht werden sollte. Einerseits ein medienwirksamer Fernseh Wettbewerb, der sich damit brüstet, aus 10000 Teilnehmern die Besten herausgesucht zu haben, auf der anderen Seite ein Wettbewerb wie „Jugend musiziert“, der bei vergleichbarer Anfangsteilnehmerzahl und Zielgruppe nahezu vollkommen unter Ausschluss der (Medien-) Öffentlichkeit stattfindet. Der Autor dieser Zeilen hat direkte Vergleichsmöglichkeiten: Sowohl ein Bundespreisträger „Jugend musiziert“ als auch eine Finalistin von DSDS wohnen in der gleichen Stadt. Der „Bundessieger“ wurde mit einer 3 Zeilen Nachricht in der örtlichen Presse erwähnt, die Finalistin....Na, raten Sie mal. In der Presse war „die Hölle los“, selbst der Oberbürgermeister und die Landesregierung nahmen regen Anteil. Sei's der jungen Dame von Herzen gegönnt. Bedenkenswert sind jedoch die Signale, die damit der (musikalischen) Jugend übermittelt werden. Hier von einer Verschiebung der Qualitätsansprüche zu reden, wäre ein unzulässiger Euphemismus.

⁸ vgl. Czerny, a.a.O.